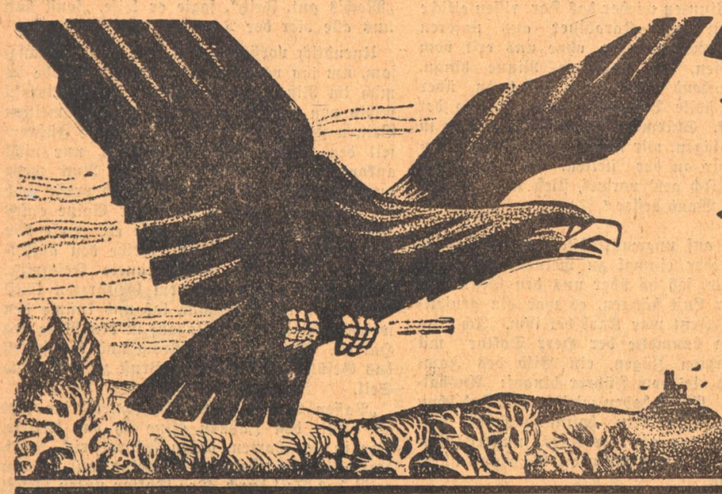
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

# Der Führer am Sonntag. 1933-1941
# 1934

26 (1.7.1934)

Visual Library



# Der Führer am Sonntag

Folge 26 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 1. Juli 1934

# Und hätte der Liebe nicht...

Es wird jenseits der deutschen Reichsgrenzen so viel von Meinungsfreiheit geschwärmt und auf das „arme deutsche Volk" hingedeutet, das unter der Zwangsjacke des Nationalsozialismus nicht einmal mehr frei und offen reden und urteilen dürfe.

Besonders betonen dies bis zur Ermüdung immer wieder gewisse katholische Zeitungen im Elsaß, die ja in deutscher Sprache erscheinen. Sie befinden sich damit in der bezeichnenden Gesellschaft der großen demokratischen Freimaurer- und Judenblätter der Schweiz und Frankreichs, die sich ihrerseits neuerdings ganz merkwürdig warm für deutsche Kirchenfragen interessieren.

Nicht die politische Seite dieser eigenartigen Erscheinungen soll hier beleuchtet werden, sondern die allgemein menschliche, die weltanschauliche. Alle Welt weiß, daß die große Leuchtkraft des nationalsozialistischen Deutschland in der großen Liebe des Volkes zu seinem Führer ihre Quelle hat, daß diese Liebe und das grenzenlose Vertrauen zum Führer zugleich der lebendige Strom der Herzen hin zur nationalsozialistischen Weltanschauung ist . . .

Wenn Außenstehenden diese Liebe zu einem genialen Führer und seiner Idee als kindlich und dumm und unberechtigt erscheinen mag, was haben sie dann schon dabei sich Gedanken zu machen?

Niemand verlangt von einem Nichtdeutschen, ja nicht einmal vom Deutschen selber, daß er diese Liebe, dieses Vertrauen haben soll. Nur soll er uns nicht lästern.

Warum also das viele Gerede? Die vielen Vorwürfe, Spöttereien, Verzerrungen, Beschwichtigungen?

Es sind die Schattentänze einer liebeleer gewordenen politischen Welt, es sind die unbewußten Minderwertigkeitsgefühle, die sich mit dem Recht der freien Meinungsäußerung brüsten und sie anpreisen und uns ein Bedauern darüber aussprechen möchten, daß wir nach dieser sogenannten Meinungsfreiheit gar nicht einmal mehr fragen.

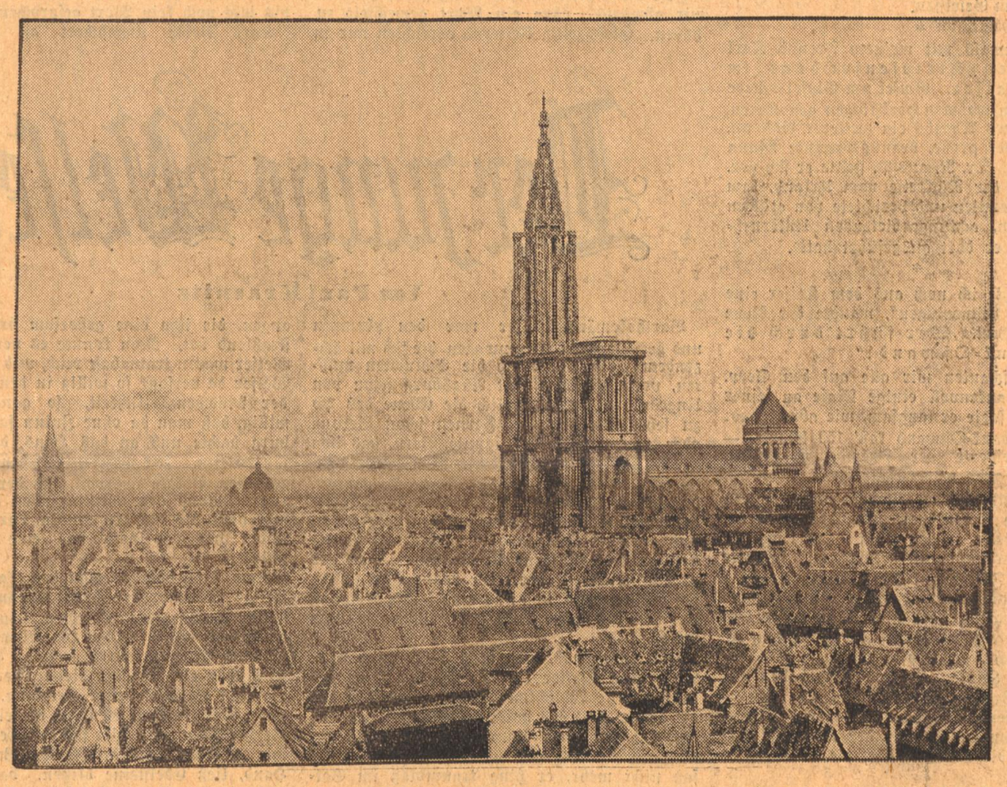
Ihr schreibt viel und gescheit und ihr habt viele politische Meinungen und Redner und Programme und Clubs und Parteien. Wenn ihr euer Vaterland liebt, so mögt ihr damit noch zurechtkommen.

Wir aber haben viele Meinungen und Parteien und Redner und Programme und Bünde und Clubs gehabt und haben viel debattiert und auch viel Gescheites geschrieben von allem und jedem, aber eins war not: der Glaube.

Wir waren elend.

Nicht einmal der religiöse Glaube ans Jenseits und die christliche Heilslehre fehlte so sehr, nein, der feste, schlichte Glauben an den Menschen, an uns selbst, an die Wirklichkeit. Die politische Wirklichkeit seit und nach dem Kriege ist so brutal und traurig gewesen bei uns und ringsum, daß es kaum möglich war, dabei noch an den Menschen zu glauben, wenn's hart auf hart ging.

Dieser Glaube aber wurde uns durch einen Mann gleich einem wunderbaren Felsen aufgerichtet, daß er nun hochragt, weithin sichtbar, stolz und unerschütterlich. Dies mag euch wohl reizen, aber es ist eben so.



**Das Straßburger Münster,**
das herrliche Werk des Meisters Erwin von Steinbach.

Aus diesem Werk des Glaubens floß in herrlicher Fülle aus Millionen dankbaren, erlösten Herzen die Liebe und Verehrung zu diesem Manne, zu Adolf Hitler, dem Volkskanzler. Und gerade die Aermsten und kleinsten Leute liebten ihn am meisten. Und die Leute des Unglaubens aus Verstandesdünkel fanden diese Liebe nicht. Sie mögen, wie früher noch eine ganz eigene Meinung haben, sie mögen Platos Gastmahl oder Macchiavellis „Fürsten" oder den „Contract social" Jean Jacques Rousseau's oder die pädagogische Provinz aus Wilhelm Meister oder weiß Gott was sonst als die ideale Staatsverfassung erklügelt haben und anpreisen und aus tausend Büchern sich ein schmackhaftes Ragout zusammengebraut haben, was nützt es ihnen und Deutschland, wenn sie diese Liebe nicht haben?!

Liebende brauchen nicht viel sich mitzuteilen, sie wissen von einander und sind einig. Sie sind nicht die Summe zweier Geschöpfe, sondern sie sind ganz ein drittes.

So ist es mit dem heutigen Deutschland. Wir sind nicht eine Millionenmasse mehr, nicht Gruppen und Parteien und Stars, wir sind, seitdem wir im Nationalsozialismus erwacht sind, ein Volk geworden, jubelnd haben wir erkannt, daß wir uns selbst im tiefsten Wesen gefunden haben und so ist unser aller eigenste Meinung zur Tat geworden, sie ist Wirklichkeit, freies Schaffen, unendliche Liebe, Führer und Volk.

Nicht ich und du und der und jener ist mehr unsere Ebene, auf der wir uns aneinanderreihen, sondern wir sind jenes Dritte geworden, ein „Wir", ein Ganzes aus Fleisch und Blut.

So brauchen wir auch, obgleich man uns der Unfreiheit anklagt in jenen katholischen Blättern, keinen Index und keine Inquisition.

Alles ist offen und frei und klar, wir haben den Kompaß unseres Wesens in sicherer Hut, wir haben unseren Steuermann, so mögt ihr euch mit eueren tausend eigenen Meinungen brüsten, mögt uns ob unserer Einigkeit im Nationalsozialismus verspotten und alles Nichtnationalsozialistische im Reiche fleißig aufmuntern. Was nützt es euch endlich?

So fragen wir euch und lachen: Was nützt euch all eure Gescheitheit, euer Eifer und Spott, denn, seht, ihr habt ja der Liebe nicht. Diese aber ist, wie bei den ersten Christen einst, heute wieder unsere unüberwindliche Kraft.

Wir lieben das auferstandene Deutschland und seinen Führer in einem Maße, daß jede Besonderheit der Schau gleichgültig wird; wir verdanken dem Genie des Führers eine Weltanschauung, die so plastisch und klar und wirklichkeitsnah und groß ist, daß sie für irgendwelche individuelle Irrtümer keinerlei Raum und Interesse hat. Wir weben alle am selben Schicksal, wir wirken alle, trotz aller Vielfalt, am selben Werke, wir sind endlich ganz einig geworden und damit erstmals wirklich glücklich.

Könntet ihr doch das jenseits der Grenzen des Reiches verstehen, so würdet ihr euch bestimmt mehr mit euch selber als mit uns beschäftigen.

Es freut uns übrigens, daß viele bei euch uns schon verstanden haben, und zwar nicht die Schlechtesten.

Und eure Zeitungen schreiben eben für ihre Partei oder ihre Geldgeber, darin besteht ihre „eigene Meinung". Das darf man nie vergessen, und alle Mühe ist umsonst; denn sie haben der Liebe nicht.

**Karl Neuscheler.**

## Aus dem Inhalt:


Fritz Hinterberger: An der Ostwand

Paul Krasnitz: Der junge Welser

Leo am Bruhl: Acllaccuna

Herbert Windt: Vertonte Arbeit

Carl Joseph Burkart: Die Sonne geht auf

Eugen Singer: Die Gefangennahme und der Tod des Herzogs von Enghien

Guiseppe Tucci: Die lebenden Buddhas.

**Von Fritz Hinterberger**

Der übliche Führerlohn für die Fleischbank-Ostwand beträgt 150 Reichsmark und ist bezeichnenderweise im voraus zu bezahlen. Für fünf Stunden Arbeit wäre dieser Preis wohl ungewöhnlich hoch, als Einsatz für ein Menschenleben aber ist er niedrig.

Ob nun die Moral der Geführten sich gebessert oder ihre Finanzverhältnisse sich verschlechtert haben — jedenfalls ereignet es sich heute nur mehr selten, daß ein armer Teufel von Bergführer verführt wird, für etliche lockende Scheine sein Leben in dieser Wand aufs Spiel zu setzen.

Aber einmal, es ist erst wenige Tage her, bin ich dabeigewesen, wie an einen Kufsteiner Führer der Versucher herantrat; daß er ihm erlag, daran waren wir, die Hüttenkameraden, schuld. Wenn diese Schuld auch nicht gar zu groß geworden ist, sie liegt uns heute noch böse genug auf dem Gewissen.

*

Ich saß damals mit meinem Freund Karl Sixt auf dem Stripsenjochhaus im Wilden Kaiser. Gipfel um Gipfel wurde von uns in den warmen Herbsttagen genommen. Da rückte eines Abends ein weiterer Gast an. Allein trat der große, braungebrannte Mann in die Stube. Dr. R. aus P. stellte er sich vor. Er war auf der Rückreise vom Urlaub, kam aus den Dolomiten und berichtete von etlichen Kletterfahrten, achtunggebietenden Unternehmungen, die er dort ausgeführt hatte.

*

„Jetzt möchte ich noch aus dem Kaiser eine schöne Tour heimbringen", wandte der Neue sich an den Wirt. „Wer führt durch die Fleischbank-Ostwand?"

Sogleich schauten wir alle auf den Sepp. Der sog gedankenvoll einige Male an seiner Pfeife, dann sagte er langsam, wie abwehrend: „Die Fleischbank-Ostwand kost' 150 Mark". — „Schön", erwiderte der Fremde ungerührt. „Wollen Sie mich morgen führen?"

Einige heftig hervorgestoßene Rauchwolken verrieten die Gemütsbewegung des Führers; endlich schüttelte er den Kopf. „Na, morgen nit und überhaupt nit. Ischt an unguete Wand, die Fleischbank-Ost! Dreimal han i s' g'führt, und zwoamal bin i mit mi guete Freund' 'gangen. Aber hiazt mag i s' niema leiden, seit die zwoa Münchner Studenten, da, an dem Tisch", er klopfte mit dem Pfeifenrohr an die Kante, „an dem Tisch haben wir am Abend Bruederschaft 'trunken alle drei — und am andern Tag han i die zwoa feschen Bübln z'sammklaubt unter der Ostwand. Die Mordwand, die hoamtückische, die verdammte! I geh' nit!"

„Das tut mir leid!" bedauerte der Herr Doktor aufstehend. Er wandte sich an den Wirt. „Sie haben Telephon? Bitte, rufen Sie mir aus Kufstein für morgen einen jungen Führer! Für das Geld wird schon einer so gnädig sein. Gute Nacht, die Herren!"

Der Wirt schlürfte langsam zum Telephon, plötzlich aber fauchte Sepp ihn an: „Laß steh'n die Kraxen, sonst schlag' i dir's z'samm! I führ' selber morgen!"

*

Als Karl und ich am andern Morgen in die Gaststube kamen, waren der Führer und sein Herr schon längst unterwegs. Wir frühstückten und machten uns gemächlich fertig, dann zogen auch wir los. Vorerst absteigend, strebten wir der Steinen Rinne zu. Wir wollten den Predigstuhlgipfel über die Westverschneidung erreichen. Diese schöne und schwere Kletterei hatte heute noch den Vorteil, daß wir gleichzeitig die beiden in der nahe gegenüberliegenden Fleischbank beobachten konnten. Gehört es doch zu den erlesensten Genüssen des Felsmannes, gute und sichere Kletterer an der Arbeit zu sehen.

Am Einstieg zur Westschlucht machten wir uns kletterfertig. Auf einmal rief Karl: „Da hast sie ja schon!" Und richtig, die Führerpartie war im unteren Drittel der gegenüberliegenden Wand gut zu erkennen. Langsam und sauber schob Sepp sich in der Rißreihe höher, er war bald bei der Höhle, dem einzigen guten Rastplatz der Wand. Sein Herr sicherte und schaute fleißig nach oben, um von der Technik des alten Führers zu lernen. Freilich, bei der Steilheit dieser Felsen konnte er wohl nicht viel mehr als die Fußsohlen des Vorangehenden sehen.

*

Wir waren keine Viertelstunde unterwegs, kletterten noch in verhältnismäßig leichtem Gelände, als ein gellender Aufschrei uns zusammenfahren ließ. Instinktiv griffen unsere Hände fester ins Gestein. Noch war der schreckliche Schrei in den Wänden nicht verhallt, da hatten wir den langen Doktor schon gefunden. Leise drehend bammelte er wie ein Paket am Seil. Der Blick fuhr höher. Da oben stand der Führer, das Gesicht zur Wand gekehrt, mit weitausgestreckten Armen sich an den Felsen haltend. Offenbar hatte ihn mitten im Klettern der furchtbare Ruck des Stürzenden erreicht.

Es war jetzt keine Zeit, nachzudenken, welche unverantwortliche Nachlässigkeit des „Herrn" die beiden in diese Lage gebracht haben mochte. Wenn da menschliche Hilfe noch zurecht kommen sollte, mußte sie bald kommen. Sehr lange konnte wohl auch der starke Sepp in dieser Lage nicht ausharren.

*

Fast die eigene Vorsicht vergessend, hasteten wir abwärts, ohne ein Wort gewechselt zu haben. Gleichzeitig kletternd erreichten wir in wenigen Minuten wieder das Kar, rissen etliche Mauerhaken und Karabiner aus unseren Rucksäcken und stürmten, ohne uns erst vom Seil zu lösen, die steinerne Rinne hinan. Hörbar keuchend mühten wir uns dann über die kurze, steile Blockhalde zum Einstieg der Fleischbank. Stürmisch hämmerte das Herz in harten Schlägen, wir waren beide völlig atemlos, als wir an der steilen, glatten Wand standen. „Ich geh' voran", stieß Karl hervor, „kenne die Wand besser."

*

Als ich, auf ungemütlichstem Standplatz sichernd, wieder einmal zu meinem Gefährten hinaufblickte, sah ich über uns den Gestürzten frei in der Luft hängen, es war ein gruseliges Bild. Jetzt war Karl bei ihm. Ich ging nach — da baumelte der Herr Doktor mit angstverzerrten Zügen, ein Bild des Jammers. Ich rief dem Führer hinauf: „Aushalten, Sepp! Gleich haben wir's! Wir sind schon bei ihm!" Aber kein hoffnungsvoller Ruf antwortete, nur ein gepreßtes, unverständliches Gurgeln drang von oben. Da war's allerhöchste Zeit.

Karl klammerte sich mit der Rechten an einem festen Griff, beugte sich weit hinaus und konnte nur mit der Linken den Hängenden fassen. Aber im Augenblick, da er ihn näherzog, hörten wir ein wütendes Stöhnen über uns. Die leiseste Erschütterung drohte den da oben von der Wand zu reißen: „Vorsicht, äußerste Vorsicht!", flüsterte ich. Karl sagte: „Bind' mich los!" Ich folgte, band sein Seilende um den Gestürzten, der hing jetzt in zwei Stricken, dann ließen wir ihn ganz langsam wieder hinausbaumeln. Furchtbar enttäuscht starrte er uns an, als er wieder draußen hing, er hatte bis jetzt noch kein Wort gesprochen.

Karl klebte ungesichert an der Wand. „Mach's gut, Fritz", sagte er leise, „sonst holt uns alle vier der Teufel!"

Unendlich vorsichtig und doch nicht zu langsam, um ihn vorzeitig zu erlahmen, schiebe ich mich im Riß höher. Einmal links, einmal rechts von mir, dann wieder zwischen meinen Beinen steht straff das braune, starke Führerseil der andern. Nicht anrühren, nur nicht ankommen, der oben hält keinen Ruck mehr aus! Endlich ein Standplatz. Ich presse mich an die Wand, taste sie mit der Spitze eines Mauerhakens ab — hier geht es. Hole den Hammer vom Gürtel und treibe den auffingenden Haken in die gesegnete Felsspitze. Zwischen mir und und dem Gestürzten läuft mein Seil, ich binde mich los und knüpfe den weichen, seidigen Manilahanf in den Ring des Hakens. Komisch, merkwürdig und komisch ist das Gefühl, so frei um die Brust zu sein, ohne Seil.

„Passen S' auf! Sepp, ich schneid' ihn jetzt ab!" Mit den Zähnen öffne ich das Messer, säge in den harten, dicken Führerstrick. Zwei, drei Stränge springen ringelnd auf, dann reißt das Seil durch. Der Doktor unten schreit auf, vielleicht hat er in diesem Augenblick gemeint, wir wollten sein Leben dem des Führers opfern und hat alle Sünden abgebüßt, aber nach einem halben Meter Fall hängt er fest am neuen Seil. Der Haken. Er knirscht leise — und hält. Oben seufzt einer hörbar auf.

*

Ich schiebe mich, tief aufatmend, in den überhängenden „Spiralriß". Vor wenigen Tagen kletterte ich die Stelle, vom Seil umgürtet, wußte unten den Freund, der mit eisernen Griffen das Seil umklammerte; ganz anders, feindlich und unnahbar schaute heute der Fels mich an.

Der Riß öffnet sich weiter, wird zur stumpfwinkeligen Verschneidung zweier Platten. Mit dem Stemmen nach Kaminfegerart, das ein Gefühl der Sicherheit wenigstens vortäuschte, ist es vorbei. Glatt und höhnisch steht die Wand da, vergebens suchen meine Augen nach Griffen, nach Tritten. In Brusthöhe ein waagrechter Spalt, die Finger der Linken verspreizen sich darin, halten den Körper an den Fels gepreßt, die Rechte gleitet langsam höher, sucht. Endlich ertasten die Fingerspitzen einen Halt. Die Füße schieben sich an Rauhigkeiten, nach rechts hinaus, höher, nun liegen die Spitzen der Kletterschuhe auf einem kleinen Gesimse. Einen Augenblick hängt der Körper fast waagrecht. Ein Griff hoch oben, ich kann ihn erreichen, mich aufrichten, nach oben sehen: da pickt ja auch schon der Sepp!

Auf kaum handbreiter Leiste steht er in der glatten unmerklich geneigten Platte, als ob er gekreuzigt wäre, hält er die Arme weit ausgespannt. Zitternd klammern seine Hände sich in zwei weit auseinanderliegende, senkrechte Ritzen, der Kopf ist hochgereckt, so drängt die pralle Wand sein Kinn ab. Ein Nachlassen der Muskel, ein Zittern der Nerven — und es geht dahin, hundert Meter oder mehr, ohne ein einziges Mal aufzuschlagen. Das habe ich gewußt auf meinem Weg und mich danach gehalten. Dieser Mann aber mußte sich von seinem Partner gesichert glauben, der unten hatte nichts zu tun gehabt, als das Seil zu hüten wie ein Heiligtum. Der Teufel mag wissen, was er getrieben hat, daß er selbst, der „Sichernde", stürzte. Braver Sepp, in dieser Lage noch einen zweiten halten, fast zwei Stunden lang; das war dein Meisterstück!

„Lang hätt' is nimmer dertan!" sagt er heiser, wie er mich an seine Seite rücken hört, dann schaut er nach mir, sieht mich frank und frei, ohne Strick; seine Augen werden weit und starr. Er stöhnt und wendet sich ab. Ich sehe seine blutleeren, verkrampften Finger und beeile mich, das durchschnittene Seilende heraufzureißen. Schlinge den widerspenstigen alten Strick mit einer Hand und mit den Zähnen um seine Brust und sage dann so munter, als ich es fertigbringe: „So, Sepp, alles ist in Ordnung. Jetzt sind wir zwei zsammghängt, da kann nix gschehn!"

Und der Sepp griff mit seinen grauweißen, ganz verkrümmten Fingern tapfer ins Gestein und kletterte langsam und vorsichtig abwärts. Ich sicherte, ging nach, sicherte wieder, ging... Unter uns aber turnte Karl zu Tal und hatte den Doktor am Schnürl. Irgendwie hatte er ihn flottmachen können, der Teufelskerl!

*

Mir wurde noch einige Male angst und bang: der erschöpfte Mann am kurzen Seil. Sollten wir jetzt noch scheitern? Endlich, endlich ging auch dieser Weg zu Ende. Als unsere Füße das Kar berührten, ließen wir die übermüdeten Körper in die Steine sinken, und bald stiegen aus qualmenden Pfeifen und Zigaretten die mächtigen Wolken eines Dankopfers empor.

Am Heimweg war der Herr Doktor klein und still und zeigte keine Neigung, die Schuldfrage aufzurollen. In der Hütte dann, während der Sepp gerade draußen war, seine blutenden Finger zu verbinden, steckte er dem Wirt einen Hunderter zu: „Geben Sie das dem braven Kerl noch drauf!" Der Wirt holte umständlich einen blauen Briefumschlag aus dem Westenfutter, drei Noten waren drin, er steckte die vierte dazu. Ich nahm ihm den Umschlag aus der Hand. Mit Bleistift stand darauf, von des Sepps ungelenker Hand gemalt: „Für meine frau Lena St. in Kufstein im Fal das ich nicht Retourkomen sollert."

# Der junge Welser

**Von Paul Krasnitz**

Bartholomäus Welser war den plumpen und hochbepackten Warenwagen, die sich mit ächzendem Geknatter durch die Schluchten mühten, vorausgeritten, seit Augsburg schon von Ungeduld verzehrt, endlich die Ebene des Po zu sehen, vielleicht im Fernen schon Verona oder, wie er es lieber nannte, Bern, das ihm der Vater stets wie eine bunte Märchenstadt beschrieb. Noch tropfte aus dem Tuchbarett, das sich am Nebel in der Bergschlucht vollgesogen hatte, eiskaltes Wasser auf den Lederkoller, und auch der Atemgang von Tier und Reiter stieß milchig flatternd in die Luft — da gab es eine leichte Wende, der rauhe Weg schlug, sich verbreiternd, um, und eine sanfte Neigung lief hell ins ferne Bild des golddurchsonnten Tales.

Und da geschah, was nicht bekömmlich war: Der junge Welser ritt im scharfen Trab ins zauberschöne Welschland stracks hinein, so daß die rosige Flut des holden Traumes ihn verschlang. Er hielt dann zwar den Gaul benommen an, doch war es schon vergebens. Er saß nicht mehr, er hing traumblaß im Sattel, er schwankte matt im Wiegetakt des Pferdetrittes und ritt in solcher seligsten Betäubung zum würzig lauen Tal hernieder. Von Zeit zu Zeit verhielt er seinen Gaul und schaute. Sei's, weil die Baumäste so unwirklich im blaßfarbenen Duftgewölk der Blüten untertauchten, sei's, weil er nicht verstand, daß etwas blau sein konnte wie dieser Himmel oben.

Wo dann das Flimmerband der Straße die letzte Schlinge schlug und eine köstlich reiche Fernsicht den Blick ins einzelne der Landschaft führte, da sah er ferne einen Reitertrupp, der aus den rosa-weißen Puffen blühender Bäume bunt ins Freie sprengte. Er sah ihn näher kommen, eine dahinrauschende Wolke aus huschenden Reflexen, zartbunten Seiden und dem Gefunkel blitzenden Metalls, und fand sich endlich dann umringt von schwarzäugigen Kavalieren, wippenden Federn und einem fröhlichen Willkomm. Geschäftsfreunde des Vaters waren es, ein würdiges Geleite für seinen Eintritt in Verona.

Bis dahin aber gabs noch manche böse Zeit, und um den Deutschen wuchs der Spott. Nicht daß er staubig war und einfach im Gewande — die Alpen ging man nicht im Prunkkleid an —, doch daß er täppisch und fast dumpf da unter ihnen saß und auf das schöne Spiel der wohlgesetzten Reden nicht Antwort wußte, so wie sein derber Leib der Gestenpracht der Schwarzlockigen nur mit armseligen Gebärden dankte, das gab ihn ihrem Lächeln preis. Sie sahen nicht den schmerzvoll-süßen Reichtum seines Blicks, nicht seiner Lippen weh erstaunte Zärtlichkeit, nur seine Dumpfheit sahen sie und ihre eigene wohlgeschliffene Meisterschaft. Darum trieb auch der Mut der Ueberlegenheit die Welschen zu munteren Kapriolen, und im Galopp gings nach Verona.

Hier aß er dann im Hause seines Gastfreundes zu Abend, von Silberschüsseln und getöntem Glas, in einer Loggia, die wie ein buntes Nest auf einem Garten überhing, und sah dabei in dunkle, langwimprige Mädchenaugen, die ihm eine gehorsam brave Tochter strahlend bot. Man konnte es verstehen, die Welser waren traumhaft reich, und dieser junge Welser da versank so willig in den Augensamt der Mädchenzärtlichkeit, so ganz possierlich willig, daß man da ohne Zutun fast an Augsburg dachte und an das Haus, das sich dort führen ließ. Der Gastfreund schenkte selbst die goldenen Pokale übervoll, daß deren reich gezierter Rand den rotfunkelnden Wein umfaßt hielt als riesigen Rubin, durch den von unten her das Gold wie eine Abendsonne glühte.

Nach Tisch besuchte man den Saal, der vielfältige Warenproben barg, Glaswaren, Edelsteine, Goldbrokate, Korallen, schwere Seiden, alles, was aus Venedigs Handel mit dem Morgenland Europa kennen lernte. Hier wartete auch schon ein Teil der Reiter, vermehrt durch manches Beispiel bester Fechsung, wie es das nahe Weltzentrum Venedig in seinen edelsten Geschlechtern zog. Hier saß der Deutsche dumpf wie am Tage, man drückte ihm Brokate in die Hand, ließ Edelsteine blitzen, bauschte Seide und nannte mit unsagbar feinem Lächeln Preise, die sich der Welser mit einiger Umständlichkeit notierte.

Dann ging man, schmunzelnd und sehr aufgeräumt. Des Hausherrn Tochter preßte zart die Hand. Der Gastfreund riet, für morgen Waffen anzulegen, der Weg sei nicht sehr sicher nach Venedig, und dann fiel Stille in des Welsers erste welsche Nacht. Sie war so weh und so voll Ueberschwang, wie alles Deutschen Sehnsucht nach dem Süden. Der Augsburger durchwachte sie am Balkon, den Blick tief in ihr blaues Leuchten ausgesandt, bis ihn ein Tränenschleier von ihr schied.

Es tagte schon, als er den Raum betrat, in dem er Rüstung, Zeug und Waffen in blanker Glätte vor sich fand. Er seufzte auf, als er des heißen Tuchs des Prunkkleids ledig war, ein Morgenwind flog an und straffte seinen Leib, der Lederwams schloß kühl, war derb im Druck und roch gerbscharf nach Lohe, und dann kam eiskalt und befreiend hart das Eisen. Davon das Schwert, er wog es in der Hand, ein deutsches war, breit, schwer und ohne Zierat, wie auch — jetzt fing der Blick im spiegelnden Metall sein Bild — der ganze Mann breit, schwer und ohne Zierat und — dabei durchschnitt das Schwert pfeifend die welsche Morgenluft — haarscharf und ohne Scharten war.

So, eins mit sich und mit dem Schwert zur Seite, trat er unter die verdutzten Reiter, ein Mann, mit hartem Tritt und blanken Augen, einer, der einprägsam und kurz sein Anbot stellte, sei es an Kavaliere mit Waren aus Venedig, sei es an Damen, die von Augsburg träumten, einer, der stolz sein Pferd bestieg und für das Zierwerk reich gesetzter Rede die sinnend lichte Weite seiner Sätze gab, wie gegen allen Prunk der schönen Gesten die edle Einfalt seiner deutschen Art.

Es gab noch Blüten bis Venedig, gleich einem Garten war das Land, doch mit leicht anklirrendem Schwert schlug sich Bartel Welser quer durch ein Meer von Wundern.

# Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 26 1. Juli 1934

**In Bad Salzuflen**

trafen sich die Mannschaften des Westens und der Wasserkante zur Vorrunde um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft. Die Hamburger gingen als hohe Favoriten in den Kampf, nur die Besetzung des so wichtigen 2. Platzes war fraglich. Wer wird der Glückliche sein? Die Mannschaft vom Niederrhein mit Lange und Engels an der Spitze kämpften sich durch. Schlußstand: Niederelbien 18½, Niederrhein 14½ Punkte. Es folgen: Niedersachsen mit 11½ Punkten, Westfalen mit 10½, Köln mit 9½ und Weser-Ems (Bremen) an letzter Stelle mit 8 Punkten. Anschließend bringen wir zwei Partien dieses Kampfes, die deutlich die vorgeschrittene Schulung des Nachwuchses zeigen.

Carls, der Deutschlandmeister, kann in seiner Lieblingseröffnung gegen die Jugend nur Unentschieden herausholen.

**Bremer Partie**

Gespielt in der Vorrunde um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft, am 17. Juni 1934 in Bad Salzuflen.

Weiß: Carls, Weser-Ems.

Schwarz: Lange, Niederrhein.

1. c2—c4, e7—e5; 2. Sb1—c3, Sb8—c6; 3. g2—g3.

Nachhaltiger ist das englische Vierspringerspiel 3. Sf3, Sf6; d4! usw.

3.... g7—g6; 4. Lf1—g2, Lf8—g7; 5. d2—d3, Sg8—e7; 6. f2—f4, 0—0; 7. f4:e5, Sc6:e5; 8. Sg1—f3, Se5:f3 +; 9. Lg2:f3, c7—c6.

Die Eröffnung hat einen ungewöhnlichen Verlauf genommen. Jetzt will Schwarz d5 durchsetzen. Dadurch erhält er auf d5 einen Einzelbauern, aber Weiß hat ja auch eine Schwäche (rückständiger Be2!).

10. 0—0, d7—d5; 11. c4:d5, Se7:d5; 12. Sc3:d5, c6:d5; 13. Dd1—b3, Lc8—h3!; 14. Tf1—f2, Lg7—h4; 15. e2—e3, Dd8—e7!

Die Pointe des hübsch eingeleiteten Angriffes.

16. Lf3:d5. Ta8—c8.

Mit der Drohung Tc1:+.

17. Ld5—g2, Tc8:c1+; 18. Ta1:c1, Ld4:e3; 19. Tc1—f1, Lh3—e6; 20. Db3:b7, De7:b7; 21. Lg2:b7, Tf8—b8; 22. Lb7—c6, Tb8:b2; 23. Kg1:g2, Le3:f2; 24. Tf1:f2, Le6—h3+?

Damit gibt Schwarz den Gewinn aus der Hand, nach Ta2: hätte Weiß das Endspiel verlieren müssen.

25. Kg2—f3. Und die Partie wurde nach wenigen Züge remis gegeben.

**Englische Partie:**

Gespielt in der Vorrunde um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft, am 18. Juni 1934 in Bad Salzuflen.

Weiß: Carl, Weser-Ems.

Schwarz: Rogmann, Westfalen.

1. c2—c4, Sg8—f6; 2. Sb1—c3, e7—e6; 3. e2—e4, d7—d5; 4. e4—e5.

Auf 4. cd5: folgt ed5:; 5. e5. Se4!

4.... d5—d4; 5. e5:f6, d4:c3; 6. f6:g7.

Im Turnier um die Meisterschaft von Deutschland 1934, spielte Carls gegen Schmitt 6. bc3: und kam nach 6.... Df6:; 7. Sf3, Sd7?; 8. d4 in Vorteil. Statt 7.... Sd7? mußte Schmitt c7—c5! ziehen, wonach er ein ganz gutes Spiel erhalten hätte.

6. .... c3:d2+; 7. Lc1:d2, Lf8—g7; 8. Dd1—c2, Sb8—c6!; 9. Sg1—f3, Dd8—e7; 10. 0—0—0. Lc8—d7; 11. c4—c5. 0—0—0; 12. Lf1—d3.

In Betracht kam 12. Lb5. Jetzt ergreift Schwarz die Initiative.

12. .... Sc6—d4! 13. Ld2—g5!

Die beste Parade! Auf andere Züge kommt Schwarz immer in Vorteil.

13. .... Sd4:c2!

Verfehlt wäre 13.... Lh6, wegen 14. Sd4:!. Weiß gibt das Läuferpaar gerne her, da er einen günstigen Königsangriff erhält.

14. Lg5:e7, Td8—e8; 15. Le7—g5! Sc2—b4! 16. Ld3—b1, Ld7—c6; 17. Th1—g1, Lc6—b5!

Damit hat Schwarz eine vorteilhafte Stellung erreicht. Der Deutschlandmeister erkennt das sofort und bemüht sich mit viel Geschick seine Stellung zu schützen.

18. a2—a3, Sb4—c6; 19. Lg5—e3

Um mit Sd4 auf Abtausch zu spielen.

19. . . . h7—h6; 20. Sf3—d4, Te8—d8!; 21. Sd4:c6, Lb5:c6; 22. f2—f3, h6—h5; 23. Le3—g5. Td8—d4! 24. Lb1—c2. Td4—c4; 25. Lg5—e3, Lc6—a4; 26. Td1—d2. Th8—d8: 27. Td2:d8+.

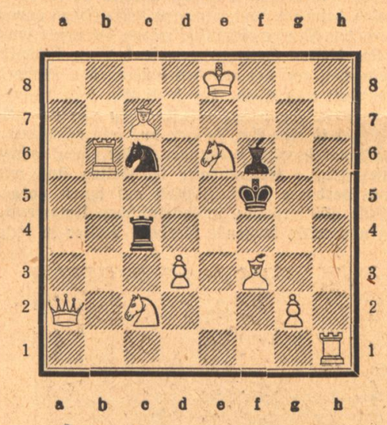
Natürlich nicht 27 Thd1, wegen Tc2:+, 28. Tc2:, Td1:+; 29. Kd1:, Lb2: mit Gewinn für Schwarz.

27. .... Kc8:d8; 28. Th1—d1+, Kd8—e7; 29. Td1—d2, e6—e5; 30. Kc1—b1, La4:c2+; 31. Td2:c2, Tc4:c2; 32. Kb1—c2, Ke7—e6 und die Partie wurde auf Vorschlag von Schwarz unentschieden gegeben.

In Swinemünde setzte sich der Berliner Schachverband mit 21! Punkten ganz überlegen an die Spitze; zweiter wurde Sachsen mit 12 Punkten. Es folgen: Saalebund 11, Ostdeutschland 10½, Brandenburg 10 und Mecklenburg—Pommern 7½. In die Endrunde im Herbst in Wiesbaden kommen also: Baden, Bayern, Hamburg, Niederrhein, Berlin und Sachsen. Ein harter Kampf!

**Problem Nr. 25**

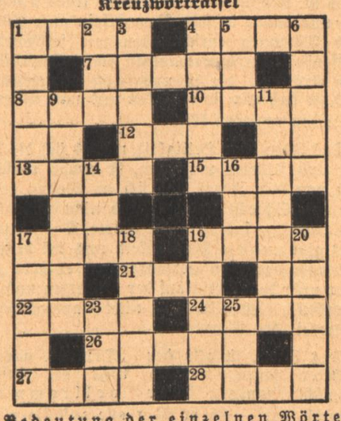
**Karl Berlinghof-Karlsruhe**
**Westfälische Landeszeitung**



Matt in zwei Zügen

# Rätsel-Ecke

**Kreuzworträtsel**



**Bedeutung der einzelnen Wörter.**

a) **von links nach rechts:** 1 biblischer Dulder, 4 Nebenfluß der Mosel, 7 moderner Tondichter (†), 8 asiatische Wüste, 10 Teil des Rades, 12 Besitz, 13 Sperlingsvogel, 15 weiblicher Vorname, 17 italienische Münze, 19 Sage, 21 Stadt in Brasilien, 22 Geck, 24 pommerscher Küstenfluß, 26 Fakultätsvorsteher, 27 Blutgefäß, 28 Stadt in Lippe;

b) **von oben nach unten:** 1 Mutter des Ismael, 2 Bad im Spessart, 3 Farbe, 4 Figur aus dem Fliegenden Holländer, 5 Papagei, 6 Stadt im Freistaat Sachsen, 9 nassauisches Geschlecht, 11 Stadt in Bayern, 14 chemischer Grundstoff, 16 biblische Frauengestalt, 17 Stadt in Posen, 18 Berg im Böhmerwald, 19 Sittenlehre, 20 deutscher Romanschriftsteller, 23 Gedichtart, 25 weiblicher Vorname.

30070

**Bilderrätsel**

**Vexierbild**

Der Einsiedler mag keinen Besuch. Sobald er Fremde seiner Hütte nahen sieht, versteckt er sich daher. Können Sie ihn finden?

**Auflösungen**

**Bilderrätsel:** Kandelaber — Robinson.

**Kreuzworträtsel:**

Waagerecht: 2. Mia, 4. Sand, 5. Aster, 6. Vater, 8. er, 10. gar, 11. Aar, 12. Moses.

Senkrecht: 1. Winter, 2. Mast, 3. Ader, 4. Saar, 6. Vera, 7. Paris, 9. Arm, 10. Gas.

# Der Weg zum Film

Von Herbert Tjadens.

Es ist heute für uns selbstverständlich, den Film zu den ernsthaften künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten der Jetztzeit zu zählen. Wir sind uns darüber hinaus sogar bewußt, daß er von Jahr zu Jahr eine bedeutendere Vormachtstellung allen anderen Kunstgattungen gegenüber erobert. Und doch liegt die Zeit seiner Kinderjahre, da er in seinen Anfängen steckte, da er noch ein etwas komisches, primitives und vom künstlerischen Standpunkt aus nicht ernstzunehmendes Dasein fristete, nicht weit zurück. Seine bedeutende Zukunft wurde nur von wenigen großen Schauspielern geahnt. Die meisten hielten es für unter ihrer Würde, die heiligen und überlieferungsfatten „Bretter, die die Welt bedeuten" zu verlassen, um sich mit der neuen und „reichlich fahrigen Sensation" abzugeben.

Dieses Vorurteil der Künstler, das auch die ernsthaften Kreise im Publikum teilten, mag den Film in seinem jugendlichen Drängen und Wachsen mindestens so stark beeinträchtigt haben wie seine vielfachen technischen Unzulänglichkeiten, denn er war aus einem Vorurteil heraus zumeist auf Komödianten bescheidenster Wirkung angewiesen, die oft ohne jede schauspielerische Schulung ihre mimischen Lächerlichkeiten auf die Leinwand warfen. Aus dieser Tatsache mag sich bei einem großen Teil des Laienpublikums noch bis auf den heutigen Tag die Meinung erhalten haben, daß man aus jeder Lebensstellung heraus ohne viel Umstände zum Film hinüber wechseln könne, vorausgesetzt, daß man über ein hübsches oder charakteristisches Gesicht oder über sonstige angenehme oder ansehnliche Aeußerlichkeiten verfügt. Auch begegnet man vielfach der Meinung, die Komparserie sei stets eine natürliche Stufe für eine große schauspielerische Entwicklung im Film. Das Gegenteil — wenigstens in der Mehrzahl aller Fälle — ist zutreffend.

Wenn auch einmal — wir denken an Valentino — eine schauspielerische Größe aus der Komparserie hervorging, so liegen heute, in Anbetracht der ernsten Ausreife des Films, die inneren Voraussetzungen für den zukünftigen Filmschauspieler auch auf einer ernsteren und gründlicheren Ebene, denn der Film von heute ist nicht mehr der Film von gestern. Die wenigen großen Schauspielerpioniere im Verein mit unermüdlichen Wissenschaftlern, Technikern und Regisseuren hatten einmal den Beweis erbracht, daß der Film in der Lage sei, die tiefsten und aufrüttelndsten inneren Erlebnisse zum Ausdruck zu bringen und künstlerische Wirkungen zu erzielen, die hinter denen des Theaters nicht zurückstehen. Als die Erfindung des tönenden Films vollends das Wort mit seinem Gehalt an Stimmung und Erlebung der mimischen Bewegung beigesellte, fanden auch unsere größten und zurückhaltendsten Bühnenkünstler den Weg zu dieser neuen Großmacht, deren Wirkung von geradezu mystischer Universalität werden mußte.

Erst die vollendete Kunst unserer großen Schauspieler gab dem Film unserer Tage den hohen künstlerischen Wert und zeigte deutlich, daß die schauspielerische Leistung beim Film sowohl wie beim Theater der unbedingte zentrale Wert ist. Damit mußte notwendigerweise die Nachwuchsfrage von besonderer Bedeutung werden.

Die Ufa hat diese Frage durch die Einrichtung des sogenannten „Besetzungsbüros" in Neubabelsberg zu lösen versucht, das in bezug auf das „Material", dem es dient, wohl zu den interessantesten zählt, die es auf der Welt geben mag.

Wir stehen vor einer Organisation, die so feinfühlig ist wie selten eine. Wenn sie sich auch, was Ordnung und Uebersicht betrifft, an Kartotheken und die Disziplin der Bürobetriebe bindet, so ist ihr inneres Leben doch allem Schematischen fremd und durchaus persönlich. Sie gründet sich auf menschliche und künstlerische Verbundenheit und erreicht diese durch die lebendige Fühlungnahme mit unseren deutschen Bühnenkünstlern. Eine ausgedehnte Korrespondenz, die den Eigenarten der Menschen weitgehend Rechnung trägt, bildet das Weitauseinanderliegende zu einer Einheit.

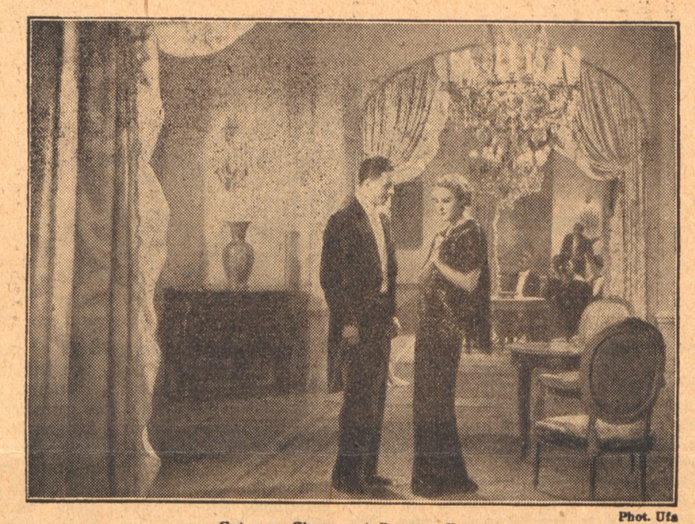
Hört man den Leiter dieser Abteilung aus seinen praktischen Erfahrungen erzählen, dann gewinnt man schnell den Einblick in eine Arbeit, die Menschenkenntnis und Menschennähe, Takt, Diplomatie und ein ausgeprägtes Ahnungsvermögen in Kunstfragen bedingt.

Bevor er an die Erfolge seiner nun beinahe zweijährigen Tätigkeit denkt, streift er mit einem leisen Lächeln die Schwierigkeiten des Anfangs. Es galt ein vielseitiges und unübersichtliches Material an schauspielerischen Talenten zusammenzubringen. Ausgedehnte Reisen, die oft auch über die deutschen Grenzen in die deutsch sprechenden Landschaften führten, machten ihn mit den Theatern und den dort spielenden Schauspielern bekannt. Von den Direktoren wurde es ihm oft als etwas anmaßende und reichlich dreiste Einmischung der Konkurrenz in die eigenen Bühnenbelange ausgelegt, wenn er ein zukunftsprächtiges Talent für den Film zu gewinnen suchte. Unser „Entdecker" aber wußte das verbindende Sprichwort überzeugend anzuwenden, daß eine Hand die andere wasche, in dem er nicht nur nahm, sondern in vielen Fällen auch geben konnte. Hatte er doch in seiner Organisation Helden und Heldenväter, erste Liebhaber und kleine Naiven, komische Alten und Gesellschaftsdamen, kurz alles, was es an Bühnencharakteren geben mag, vereinigt, Künstler, denen er immer weitere Bühnenpraxis empfahl als wichtigste Voraussetzung zum Filmen.

Ein Blick in die Karthothek zeigt uns sofort die klare Uebersicht des Ganzen. Für jeden Schauspieler wird ein sogenannter „Steckbrief" angefertigt, der neben einem Bild alles für den Film wesentliche über ihn enthält. Das Büro aber geht darüber noch hinaus, indem es dem geschriebenen „Steckbrief" sozusagen einen „gedrehten" beifügt, das heißt eine kürzere oder längere Probeaufnahme, die den Schauspieler in einer sprechenden Rolle zeigt. Es ist einleuchtend, daß eine solche Probeaufnahme den Produktionsleitern und Regisseuren die Besetzungsfrage eines Filmes außerordentlich erleichtert.

Nicht alle Probeaufnahmen öffnen dem Kandidaten den Weg zum Film. Bei vielen wird die Untauglichkeit offenbar, anderen trägt sie den Rat ein, sich auf der Bühne noch mehr zu vervollkommnen. So schön die Aufgabe ist, noch verborgene Sterne an den Himmel der Oeffentlichkeit zu erheben, ihnen und dem Publikum zur Freude, so schmerzlich muß es auch manchmal sein, allzu hoch gespannte Hoffnungen zu dämpfen oder gar zu zerstören.

Selbstverständlich kommt es auch vor, daß vollkommen Unausgebildete, nur mit ihrem Talent, ja, oft auch nur mit der Lust oder der Laune zum Film ausgerüstet glauben, sie können durch das Besetzungsbüro frischweg als Diva auf die Leinwand springen. Solche kühnen Springer erleben dann meist eine vernichtende Enttäuschung, wenn man ihnen klar macht, daß der Weg zum Film über die schauspielerische Praxis geht, über die Theaterschule und die Bühne, daß dieser Weg Geduld, Fleiß, eine stetige und echte Begeisterung für die Kunst verlangt, und — nicht zuletzt — Talent.



Phot. Ufa

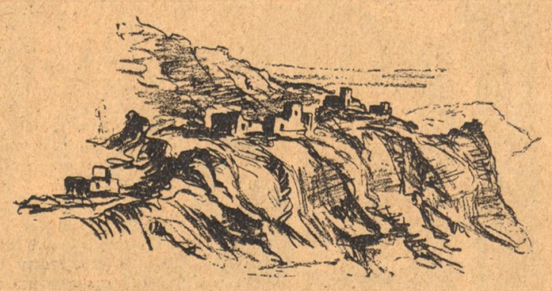
Heinz v. Cleve und Brigitte Helm in dem Ufa-Tonfilm „Die Insel", der innerhalb der Herstellungsgruppe Karl Ritter unter der Spielleitung von Hans Steinhoff gedreht wird

# Die lebenden Buddhas

## Ein Expeditionsbericht von Guiseppe Tucci, Mitglied der königlich-italienischen Akademie

Eines der Hauptziele meiner Expedition nach West-Tibet war, die Klöster und Tempel zu erforschen. In der Tat, nur sie allein enthalten noch die Denkwürdigkeiten der Vergangenheit und viele reiche Kunstschätze, die ein helles Licht auf die ideellen Bande werfen, die Indien mit Tibet verknüpfen, und auf jenen geistigen Weltkomplex, der dem seltsamen Symbolismus der buddhistischen Kunst unterworfen ist. Und diese Nachforschung war notwendig.

Die tibetischen Tempel werden aus großen Blöcken von Schlamm hergestellt. Sie sind mit Stroh vermischt und werden in der Sonne getrocknet. Sie sind widerstandsfähig, denn in Tibet ist das Klima trocken und dürr. Wenn aber ein ungewöhnlich heftiger Regen einsetzt, dann weicht das Bauwerk auf und fällt in sich zusammen. Schon viel, der größte Teil vielleicht, ist verfallen. Das, was noch vorhanden ist, wird in einigen Jahren nichts anderes sein



als eine Anhäufung von Ruinen. Mönche und Laienbrüder tragen keine Sorge, ihre heiligen Monumente zu retten. Aber das kommt vielleicht daher, weil in Tibet die Ruinen eines Tempels nicht weniger heilig sind als eine unversehrte Kapelle, in der Gottesdienst abgehalten wird. Denn nach dem Glauben der Tibeter wird ein Tempel für alle Zeiten von jenen unsichtbaren Kräften beschützt, die einstmals ihren Sitz in ihm hatten. Unter den Trümmern wachen sie noch immer, diese gefürchteten Wächter, die der Vorübergehende mit Gebeten und Beschwörungsformeln beschwichtigt, während er einen Stein ergreift und auf den Steinhaufen niederlegt, der von den Vorangegangenen errichtet wurde, und dabei murmelt: „Om mani padme hum." Eine mystische Formel, eine Formel, die selbst die Tibeter nicht einmal richtig verstehen. Aber gerade darum erscheint sie ihnen umso heiliger zudem wird angenommen, daß ihr esoterische Bedeutungen und wundertätige Kräfte innewohnen. Umfangreiche Exegesen und Arbeiten von Schriftgelehrten und Sophisten haben dieser Formel dunkle und seltsame Bedeutungen zugeschrieben. Die gewöhnlichen Menschen verstehen ihren Sinn nicht. Aber die Formel ist der Talisman, er stimmt die Götter günstig; er steht in der Not bei. Er ist Schutz der Lebenden, letzte Zehrung der Sterbenden, geheimnisvolle Kraftquelle und unfehlbare Anrufung des Barmherzigen unter den Barmherzigen: Tschen-Re-Tzigs, des Patrons von Tibet.

Bei seinem unendlichen Erbarmen für die leidende, sündige Menschheit findet dieser Gott keine Ruhe in der unsagbaren Seligkeit des Nirwana. Er nimmt daher in diesem Leben ein körperhaftes Dasein an. Als ein Geschöpf höchster Vollendung, immateriell und rein, verschmäht er es nicht, die Gestalt eines Menschen anzunehmen und durch Wort und Tat die Predigten Buddhas in Erinnerung zu bringen. Er ist geboren in dem heiligen Lande, in dem Lande der Gesetze: in jenem endlosen gewaltigen Hochland, das mit seinen unberührten Bergesgipfeln den Eindruck der Unendlichkeit erweckt. Er hat seinen Wohnsitz in Lhassa: der große Lama, der Dalai-Lama, der Herr über alle. Er stirbt nie und nimmer. Wohl löst sich sein Körper auf, um für kurze Zeit gen Himmel zu fahren (denn jedes erschaffene Wesen unterliegt unantastbaren festen Gesetzen), aber jener Funken seines Seins, der in er Welt aufgegangen ist, um seine Aufgabe der Erlösung zu erfüllen, sucht — sobald sich der Körper auflöst — einen anderen, und so weiter bis zum jüngsten Tag. Auch kürzlich erst, vor wenigen Wochen, hat ihn sein Körper verlassen; er hat sich aber sogleich in einem anderen Körper wieder zu erkennen gegeben, auf daß das Gesetz nicht ohne Deuter und die Welt nicht ohne Führer sei.

So denken die Tibeter. Jedes Kloster von Bedeutung hat seine „inkarnierten", seine menschgewordenen Heiligen. Tibetreisende nennen diese zu Unrecht „lebende Buddhas". Auch dieses Jahr bin ich drei solchen Inkarnierten begegnet: dem von Taschigong, dem von Babgyeling und einem wandernden, der von der chinesischen Grenze kam. Es gibt außerdem noch einen „Inkarnierten" in Ki; aber er ist noch jung: man hat ihn kürzlich nach Taschilumpo geschickt, wo er studieren soll. Denn das Leben dieser „Inkarnierten" ist besonders in der Kindheit und im Jünglingsalter nicht gerade ergötzlich. Disziplin, Studium, tausend Verpflichtungen, tausend zu befolgende Regeln: vor allem Meditation. Fast immer zwölf Jahre lang in einer Felsenhöhle oder in einer Einsiedelei, um über das nachzudenken, was sie in den Büchern gelernt haben, um es zu verlebendigen, um es in den dauerhaften und unveränderlichen Besitz ihres Geistes umzuwandeln. Zuweilen aber ist die menschliche Natur stärker, und der „Inkarnierte" enttäuscht. Dann wird die Schuld den Mönchen zugeschrieben, weil sie es nicht verstanden haben, ihn sogleich nach seinem letzten irdischen Dasein wieder zu erkennen, weil sie nicht fähig gewesen sind, jene charakteristischen, moralischen und physischen Merkmale zu entziffern, die einen „Tulku", wie der tibetische Name für den Inkarnierten lautet, auszeichnen müssen. Freilich, ein harter Schlag für das betreffende Kloster, das gleich an Ansehen verliert. Persönlich sind diese Tulkus sehr sympathisch; fast immer gebildet, wenigstens weit mehr als die große Masse der Mönche; sehr oft reich an tiefem geistigen Leben; zuweilen auch mit psychischen Mächten ausgestattet, die Wunderbares vollbringen, genährt in jener phantastischen und unwirklichen Atmosphäre, in der der Tibeter lebt und gefördert durch lange, zähe Meditationen und ernste komplizierte Uebungen in der Enthaltsamkeit.

Diese „Inkarnierten" sind jedoch eine sonderbare Mischung von Heiligem und Profanem. Als Vorsteher von Klöstern sind sie gezwungen, die Güter der Klöster zu verwalten. Auf diese Weise wird in ihnen die Liebe zum Geld und die Neigung zum Handeln geschürt: Eigenschaften, die allen Tibetern zu eigen sind. Es berührt einen sonderbar, wenn man diese Aebte zuweilen auserwählte Reden über die edelsten Geistesbestrebungen schwingen hört und bald darauf sieht, wie sie versuchen, einen wegen eines Manuskriptes oder einer Statue oder eines religiösen Bildnisses zu schröpfen, so gut sie können. Ich werde nie vergessen, welch endlose Unterhandlungen mich ein „Rukjen" kostete, den einer dieser inkarnierten Lamas besaß. Wochenlange Besprechungen, Angebote und Gegenangebote von mir und ihm. Er hatte gemerkt, daß mir jener Gegenstand gefiel. Er wollte den größten Gewinn für sich dabei einstecken und tat so, als ob er den „Rukjen" nicht verkaufen wollte und konnte. Insgeheim aber brannte er darauf, ihn in klingende Münze umzusetzen. Von Zeit zu Zeit schickte er mir seine Diener, um mir den betreffenden Gegenstand zeigen und seine Vorzüge preisen zu lassen — aber heimlich, denn niemand sollte etwas davon merken. O, wie enttäuscht wären die Leute sonst von diesem Heiligen gewesen! Man bedenke, ein Heiliger, der mit den Gütern des Klosters handelt und einige der heiligsten Gegenstände verkauft. Denn der „Rukjen" ist wirklich heilig: er ist eine Art Panzer, aus fein geschnitzten und miteinander verbundenen Menschenknochen verfertigt. Grauenhafte Gottheiten sind mit wunderbarer Geschicklichkeit auf ihnen dargestellt: Götterpaare, in symbolischen Umarmungen vereint, tanzende Gerippe, Götter in tiefe

Betender buddhistischer Mönch
Photo: Lotte Ertell A. P.

Betrachtungen versunken. Diese „Rukjens" werden nur von den Geweihten getragen, und auch nur bei einigen Zeremonien, die des Nachts vor sich gehen, in den vierzehn schwarzen Nächten, neben den Feldern, wo die Leichname zur Schau gestellt werden. Bei diesen Zeremonien benutzen sie auch den „Kanling", eine Trompete, die aus dem linken Schenkelknochen sechzehnjähriger Mädchen verfertigt ist, sowie den „Damaru", eine zaubervolle Handtrommel.

Der Sinn dieser Zeremonien ist, alle die Kräfte zu erwecken, die in uns brach liegen, die in der unerforschten Welt unseres Unterbewußtseins schlummern. Es handelt sich darum, sie vor aller Augen glanzvoll zur Schau zu stellen in jener symbolischen Form, in der die buddhistische Tradition sie sich vorgestellt hat. Und darauf ist es notwendig, sie aufs neue wieder in sich aufzunehmen, um die volle, unerschütterliche, erlebte Ueberzeugung, nämlich die endgültige Erkenntnis zu erhalten, daß in dieser Welt alles eine Schöpfung unserer Einbildung und illusorische Vorstellung unseres Ichs ist. Nimmt doch der Mensch jedes Ding in sich und damit in sein Bewußtsein auf: Götter und Dämonen entschwinden wie selbständige Wesenheiten und verwandeln sich in Sinnbilder von Kräften, die in uns selbst eingeschlossen sind, so daß wir sie erwecken und nach unserem Belieben regieren können.

Das Ideal der Heiligkeit, wie es sich die Inder und Tibeter vorstellen, ist etwas verschieden von dem Ideal, das sich im Westen gebildet hat. Schlecht und gut sind nicht unbedingt gleichwertige subjektivische Werte. Das Gute in uns gibt uns die Möglichkeit, uns bei besserer Lebensführung zu bewähren, es enthebt uns aber nicht dem Kreislauf der Geburten und des Sterbens, es gibt uns nicht unvergängliche Seligkeit des Nirwana.

Das Ideal ist also der „Drutob", wie die Tibeter sagen, nämlich nicht der heilige Mensch, sondern der vollkommene Mensch, der — da er über alle zufälligen Ereignisse im menschlichen Dasein erhaben ist — sich mit jenem unaussprechlichen tiefen, innersten Sein verbunden hat, das über allen Dingen steht und zugleich der Quell aller Dinge ist.

Diese Gedanken gingen mir durch den Sinn, als ich in der Nacht den hohlen Trommelwirbel der zaubervollen Handtrommel und den dumpfen Klang der Totentrommeln vernahm. Während ihr Schall in den unbegrenzten Oeden widerhallte, tanzte der „Inkarnierte" seinen mystischen, grauenerregenden Tanz. Und die Leute erbebten angesichts dieses schauerlichen Beschwörers der geheimnisvollen Kräfte, und als er an ihnen vorüberkam, fielen sie in die Knie.

**Buddhistenkloster in Jehol**
**Seltene Aufnahme eines „Lamaseri", aufgenommen während des japanischen Vormarsches.**
Associated Preß-Photo.

# Acllaccuna

**Von LEO AM BRUHL**

Als ich am vergangenen Donnerstag zur gewohnten Abendstunde zu Geheimrat M. kam, öffnete mir der berühmte Toxikologe selbst die Flurtür. „Ich habe mich heute verspätet und bin im Augenblick erst nach Hause gekommen", sagte er, während er mir die Hand reichte, „aber treten Sie deshalb ruhig näher." Er wartete, bis ich abgelegt hatte, und öffnete dann die Tür zum Erkerzimmer, in dem wir unsere Partie Schach zu spielen pflegten.

Wir gingen hinüber zum Fenster; der Spieltisch, der dort stand, war nicht vorbereitet. Geheimrat M. bat mich, Platz zu nehmen, blieb aber selbst stehen und sah mich eine Weile nachdenklich an, als sei er unschlüssig. Ehe ich eine Frage stellen konnte, wandte er sich zur Seite, trat an den wuchtigen Bücherschrank und entnahm einem Fach ein schmales Aktenstück.

„Seien Sie mir nicht böse", sagte er und blätterte in den Papieren, „daß ich Sie jetzt wenige Minuten allein lasse und zuerst Abendbrot esse. Wenn Sie damit einverstanden sind, lassen wir heute das Schachbrett eingeschlossen und unterhalten uns nachher eine Stunde. Ich werde heute kaum bei der Sache sein, denn ich bin verstimmt und unzufrieden mit mir selbst. Manchmal, wissen Sie, verzweifelt man an sich und seiner „Kunst". Aber wenn Sie schon meinethalben auf das Spiel verzichten, dann haben Sie ein Anrecht darauf, zu erfahren, weshalb ich dieses Opfer von ihnen verlange."

Er zog ein Schriftstück aus den Akten und reichte es mir hin.

„Lesen Sie diesen Brief", fuhr er halblaut fort, „ich glaube, daß er auch für Sie als Laien einiges Interesse hat. Der Schreiber ist der bekannte Doktor Baldus, der die von der brasilianischen Regierung ausgerüstete Expedition zur Erforschung der ungeheuren Urwälder am Amazonas leitet. — Und jetzt entschuldigen Sie mich!"

Er gab mir die Hand und verließ dann den Raum mit müden Schritten.

— — Im purpurnen Licht der untergehenden Sonne las ich:

„. . . Ich setze voraus, daß unterdessen mein Bruder, den ich um Vermittlung bat, mit Ihnen, sehr geehrter Herr Geheimrat, gesprochen hat. Domingo, der Ihnen wohl also kein Unbekannter ist und den ich eigens nach Deutschland schicke, damit er sich in Ihre Behandlung begeben kann, überbringt Ihnen selbst diesen Bericht.

Die Vorgänge, die Ihnen mein Bruder sicher schon angedeutet hat, spielten sich in folgender Weise ab:

Ich hatte damals mit meinen Leuten in einem verlassenen Indianerdorf ein befestigtes Lager aufgeschlagen, weil wir wegen der Ungunst der Witterung nicht weiter konnten. Während die mir zugeteilten Regierungsbeamten und die eingeborenen Träger in den Hütten blieben — es ist nicht ganz ungefährlich hier; in den letzten Jahren sind über zwanzig Expeditionen spurlos verschollen —, hielt es mich nicht innerhalb des verschanzten Ringes. Ich unternahm mit einem eingeborenen Ketschua und mit — Domingo täglich Streifzüge in die Umgebung, um die Zeit nicht ganz ungenutzt zu lassen.

Eines Tages nun machte mich Domingo darauf aufmerksam, daß der Ketschua, wenn wir bei unseren Wanderungen im Urwald an bestimmte Stellen kamen, ein sonderbar gedrücktes, ängstliches Wesen an den Tag legte. Ich beobachtete den Eingeborenen schärfer und fand Domingos Feststellungen richtig. Aber nach Tagen erst gelang es mir mit Versprechungen und Drohungen, den Ketschua zum Reden zu bringen. Sein Bericht war phantastisch genug. Es seien Zeichen im Walde angebracht, erzählte er, geheime Kerbbuchstaben in gewissen Bäumen. Das bedeute, daß in der Nähe ein Tempel der Acllaccuna sei, den man nicht betreten dürfe.

Wenn ich auch die Aussagen des Eingeborenen nicht recht ernst nahm, so wollte ich doch wenigstens untersuchen, was Anlaß zu dieser Annahme eines uralten Tempels hier mitten in der Wildnis gegeben haben mochte. „Acllaccuna", die Abgeschlossenen, hießen zur Zeit der Inkas, als Peru entdeckt und von Pizarro erobert wurde, die Jungfrauen, die vom Volke dem König als Tribut zugeführt wurden. Sie waren in Nonnenhäusern, Acllachuasi, untergebracht und wurden zu Kultzwecken ausgebildet. Ich konnte demnach glücklichsten Falles eine Ruine finden. Aber der Ketschua war anderer Ansicht. „Die Acllaccuna sitzen noch im Tempel, Herr", beichtete er zitternd, „wenn ein Gewitter vom Himmel fällt, dann erwachen sie aus ihrem Schlaf und sprechen. Wer sich ihnen nähert und sie anfaßt, muß zwölf Monate danach sterben. Und wer in den Tempel geht, wenn ein Gewitter vom Himmel fällt und die Acllaccuna wach sind, der stirbt auf der Stelle!"

— Ich hatte wenig Hoffnung, etwas von diesen Wunderdingen zu finden. Und doch, eines Tages kam der Mulatte Domingo, den ich etwas vorausgeschickt hatte, mit allen Zeichen der Aufregung zurück und meldete mir, daß er einen halbverfallenen Steinbau mitten in einem Sumpfgelände gesehen habe. Eine halbe Stunde später stand ich selbst vor dem Gemäuer. Wie ich gleich vermutete, fand sich ein künstlicher Damm als Zugang zu dem unheimlichen Steinskelett. Der Ketschua hatte nicht zuviel gesagt. Im Innern des „Tempels" saßen auf Steinbänken in zwei Reihen einander gegenüber — die Acllaccuna! Als Mumien natürlich! Die alten Inkas waren nicht ungeschickter als die alten Aegypter. Der Sitzungsraum der Toten erhielt durch einen unsichtbaren Lichtschacht eine seltsame Beleuchtung, die beängstigend wirkte. — Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß an allen Dingen des Aberglaubens, die in einem Volk wurzeln, irgend etwas Wahres ist. Deshalb blieb ich den Acllaccuna, die auch gar nicht einladend aussahen, ziemlich fern. An einem der nächsten Tage dann wartete ich ein Gewitter ab, um bei den Sonnenjungfrauen zu sein, wenn sie lebendig würden. — Ich ging mit Domingo durch den schmalen Gang ins Innere der Ruine, sah mich genauer um, skizzierte dies und das flüchtig. Dann prasselte draußen das Gewitter herunter. Der Ketschua stand auf dem schmalen Damm und war nicht zu bewegen, zu uns herein zu kommen. Und nun geschah das Unfaßbare: die Mumien erwachten zu einem gespenstigen Leben. Die gelbroten Gesichter verzerrten sich, hier öffnete sich ein Mund, dort einer . . . sie schienen zu sprechen . .! Domingo taumelte zurück und stammelte irre Stoßgebete. Mit aller Willenskraft schüttelte ich das Grauen ab und trat näher an die lebenden Toten. Da sah ich, daß es Lichtreflexe waren, die von oben in dauernder Bewegung über die Mumien hinliefen, so daß ein Muskelspiel vorgetäuscht wurde. Nun untersuchte ich den Lichtschacht. Er bestand aus einer kunstvoll angelegten Reihe von geschliffenen Steinplatten, die als Spiegel wirkten — wenn sie naß waren. Dazu kam das Aufzucken der Blitze, und sofort nach Beendigung des Wetters der grelle Sonnenschein. Das Rätsel schien mir gelöst. — Aber ich hatte mich getäuscht. Während vordem der Raum trocken geblieben war, sickerte jetzt die Feuchtigkeit durch. Eine Minute später war das Innere des Tempels in Wolken eines gelben Gases gehüllt. Ich sah Domingo röchelnd taumeln und gegen eine der Mumien fallen. Noch hatte ich die Geistesgegenwart, ihn hochzureißen und in den Durchgang zu zerren. Dort muß ich selbst betäubt umgefallen sein. Der Ketschua brachte uns ins Freie. Ich nehme an, daß der Boden mit irgendeiner Masse getränkt oder bedeckt ist, die, wenn sie feucht wird, giftige Gase ausströmt.

Das Abenteuer schien zu Ende. — — Da, genau ein halbes Jahr nach dem Vorkommnis, kommt Domingo und zeigt mir seine Hände. Sie sind übersät mit entzündeten Stellen, die sich täglich weiter verbreiten. Ich versuche alle Mittel, die zur Verfügung stehen. Umsonst! — Bis mir die Drohung des Ketschua einfällt: „Wer sie anfaßt, muß zwölf Monate später sterben!" Und Domingo war gegen eine der Acllaccuna gefallen . . .

Das wird die Erklärung sein: die Mumien sind mit einem Giftstoff bestrichen, der in die Haut dringt und in einer genau berechneten Zeit das Zerstörungswerk beginnt.

Ich konnte nur eines für den armen Kerl tun, ihn mit dem nächsten Regierungsdampfer nach Para und von dort nach Deutschland schikken, zu Ihnen. Ich glaube und hoffe." — —

Als ich den Brief sinken ließ, stand der Geheimrat in der Tür und blickt mich an.

„Wir nahmen ihm einen Arm ab", sagte er fast flüsternd, „dann den andern . . . Und heute früh starb der Aermste unter unbeschreiblichen Qualen — genau zwölf Monate nach seinem Besuch bei den Acllaccuna!

Hilflos stand ich dabei, ein Stümper! Den Toten sezierten wir und fanden — nichts!"

# Toto / Von Paul Reboux

Die Rasse Toto's näher zu bezeichnen war eine Unmöglichkeit.

Seine schwarz-weißen Flecken erinnerten an einen Jagdhund, seine kurzen Pfoten an einen Dackel und sein struppiger Kopf an einen Schäferhund. Fraglos ein Bastard. Aber er war ein treuer, intelligenter und gutartiger Hund. Man konnte sein Wesen beinahe menschlich nennen, so viel Ausdruck lag in seinen braunen Hundeaugen, wenn er, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, die Leute ansah.

Der Herr und Besitzer dieses Hundes war ein gewisser Betrillard, dessen Beruf ebenso zweifelhaft war, wie die Rasse Toto's. Er bewohnte das letzte Häuschen des Dorfes. In einem kleinen Garten, den keine Umfriedung schützte, zog er einiges Gemüse, ein paar Kräuter, mit denen er seine bescheidenen Mahlzeiten würzte.

Betrillard verstand es, baufälliges Gemäuer aufzurichten, kranken Schweinen zur Ader zu lassen, einen Baum abzusägen, aus alten Kisten Fallen oder Käfige herzustellen; hauptsächlich aber war er in der Lage — und das war sein bester Verdienst — Fische zu liefern, auch wenn der Fischfang verboten war und Wild herbeizuschaffen, lange vor Eröffnung der Jagdzeit.

Von diesen Gelegenheitsverdiensten lebte er bescheiden, ohne sich einen anderen Luxus zu gönnen als den des Tabaks, mit dem er vom frühen Morgen bis zum späten Abend seine Pfeife stopfte.

Das Gesicht von der Sonne gedörrt, von der Kälte verharscht, hätte Betrillard einem geachteten und gefürchteten Waldgott, einem Faun, ähnlich sehen können. Aber der dünne Mund, der wie mit einem Messer ins harte Antlitz geschnitzt schien und die kleinen Schlitzaugen mit ihrem scheuen Blick, verwirkten ihm jede Sympathie.

Sein einziger, gütiger und lobenswerter Charakterzug war das ungetrübte Zusammenleben mit Toto.

Toto bettelte nicht, aber er ahnte stets, in welchem Hause ein gutes Stückchen Fleisch in der Röhre briet; er kam seinen Teil erbitten, nicht zudringlich, sondern wie ein lieber Bekannter, der gerade vorbeigeht. Er war zu jedem Spiel zu haben, auch wenn, bei großer Hitze, die Dorfgasse schläfrig gähnte; niemals sprang er jedoch ein Kind unsanft an; ein zärtliches Lecken der schmutzigen Kindergesichter war alles, was er sich erlaubte.

Aber Toto hatte zwei große Fehler.

Er bellte und war ein schlechter Jagdhund.

Er bellte aus reiner Lebensfreude. Ein Blatt, vom Wind emporgewirbelt, ein Wagen, der auf der Landstraße rollte, ein Hausierer mit seinem Sack auf dem Rücken, genügten, um seine treuherzige Seele zu erfreuen.

Dieses Bellen störte jedoch gerade das einträglichste Gewerbe Betrillands. Sobald der Alte sich aus seiner Hütte entfernte, um im Walde seine Schlingen zu legen, verriet Toto's lautes Gebell seine Einsamkeit. Begleitete er aber seinen Herrn, so konnte sein Weg von sämtlichen Waldhütern der Umgebung verfolgt werden.

Aus diesen Gründen beschloß Betrillard Toto zu beseitigen.

Aber die Wahl der Todesart versetzte den Alten in die größte Verlegenheit.

Toto war im Dorfe beliebt. Betrillard war es nicht. Eine öffentliche Exekution hätte Feindseligkeiten hervorgerufen, die er vermeiden mußte. Gift in der Apotheke zu kaufen oder eine Kugel aus seinem Gewehr abfeuern hieß soviel wie sich selbst als Mörder zu brandmarken.

Das Unglück wollte es, daß Betrillard einem Steinbrecher, der in der Umgebung arbeitete, in dem Augenblick begegnete, da er sein Lager räumte und sein Werkzeug forttrug. Der Arbeiter sagte ihm:

„Ich habe da eine Dynamitpatrone, die ich lieber nicht mit mir schleppen möchte. Diese Dinger spielen einem manchmal böse Streiche. Vielleicht kannst du sie brauchen."

Betrillard nahm die Patrone mit einem großen Stück Docht und einer langen Schnur, die ihm noch separat gespendet wurde, in Empfang.

Eine Idee war ihm gekommen; er würde die Patrone auf Toto's Rücken befestigen, ihn selbst an einen Baum binden und, nachdem er den Docht angezündet hatte, schnellstens verschwinden. Toto würde in Atome zerstieben und keine verräterische Leiche zurücklassen. In einigen Tagen würde die Ersparnis des Futters sich bereits in einem Mehrverbrauch an Tabak auswirken kann.

Am nächsten Tage wanderte Betrillard mit seinem Hunde dem Walde zu. Toto bellte wie gewöhnlich die Sonnenflecken an, schleppte schweifwedelnd Steinchen herbei und ahnte, in seiner Hundeunschuld, die bösen Gedanken hinter der Stirn seines Herrn nicht.

Fügsam duldete Toto die Befestigung der Patrone auf seinem Rücken. Voller Vertrauen ließ er sich dann an einen Baum festbinden und merkte nicht einmal, daß der lange Docht, mitten in seinem schwarz-weißen Fell, zu brennen begann.

Erst als Betrillard sich raschen Schrittes von ihm entfernte und ein brenzlicher Geruch ihm in die Nase stieg, begann er an der Schnur zu reißen und zu zerren.

Eine schadhafte Stelle des Hanfstrickes gab nach und Toto raste nun durch den Wald, auf seinem Rücken die Patrone mit dem brennenden Docht, wie ein Pferd seinen Reiter tragend.

Als Betrillard begriff, daß sein Hund ihm auf den Fersen war, ergriff ihn panischer Schrecken. Das Tier würde an ihm heraufspringen, ihm mit seinen Zärtlichkeiten verfolgen und die Explosion würde sie beide, zu gleicher Zeit, in die Luft sprengen.

Nun begann, durch Walddickichte und über Felsenhänge, eine wahnwitzige Flucht, ein groteskes Versteckspiel. Betrillard verbarg sich bald hinter dicken Baumstämmen, bald floh er, wie von Furien getrieben, über Lichtungen.

Am Ufer des Flusses angelangt, zögerte er nicht sich ins Wasser zu werfen, um ans andere Ufer zu schwimmen. Aber seine Füße verfingen sich in den dichten Algen, verzweifelt schlug er um sich, Wasser drang ihm in den Mund und gurgelnd schrie er um Hilfe.

Menschen eilten herbei; sie kamen zu spät; Toto hatte sich bereits ins Wasser gestürzt, nach dem Aermel seines Herrn geschnappt und ihn schwimmend ans Ufer gezogen. Der Docht auf seinem Rücken war natürlich im Wasser erloschen.

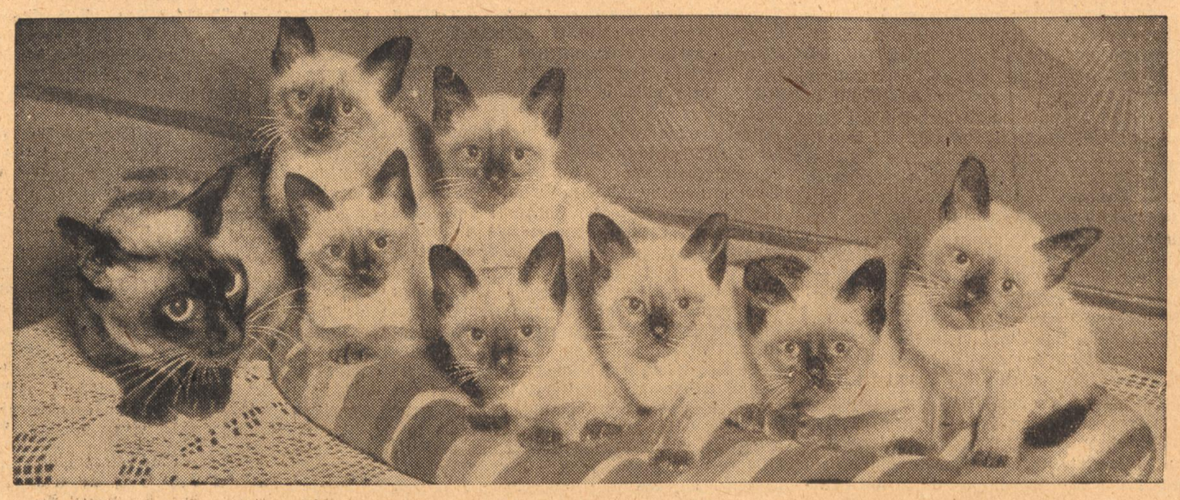
Als Betrillard sich erholt hatte, sagten ihm die Bauern:

„Hast du ein Glück, so einen Hund zu haben!"

„Sicher! Sicher!" bestätigte Betrillard.

Seine dünnen Lippen lächelten Toto heuchlerisch zu, während dieser mit Gebell und Schweifwedeln zu erkennen gab, wie sehr er sich freute, seinen Herrn gerettet zu haben.

(Deutsch von Käte Kürschner.)



Siamesenkatze mit Jungen

# In der Heimat der Harmonika

## Ein Besuch im Musikdorf Trossingen

In welche Städte der Welt man auch kommen mag, ob nach Newyork oder Buenos Aires, nach Sidney oder Schanghai, überall trifft man begeisterte Harmonika-Spieler. Neben der Mundharmonika, die so handlich und so leicht in die entfernteste Gegend mitzuführen ist, bürgt sich auch immer mehr die Handharmonika ein. Mit freudigem Erstaunen sieht der deutsche Reisende, daß die Mehrzahl all der Instrumente, denen er draußen begegnet, aus Deutschland stammt, und zwar aus Trossingen, dem kleinen Dorf am Westabhange der Baar, dort, wo sie sich gegen das schwäbisch-fränkische Stufenland zu senkt.

Es sind mehr als hundert Jahre her, da brachte einer der Schwarzwälder Uhrenhändler, die zu Fuß mit ihrem Traggestell am Rükken ganz Deutschland durchwanderten, eine Mundharmonika nach Trossingen. Wo dieses einfache Instrument erfunden worden ist, ist nicht bekannt, man wird aber annehmen dürfen, daß es aus Wien stammt. Die Uhrmacher des Schwarzwalds und seiner Umgebung haben von je eine besondere Freude am Basteln gehabt. So begreifen wir, daß auch ein junger Trossinger an langen Winterabenden versuchte, das neue Instrument nachzubilden. Es war dies der Zeugmachergesell Christian Meßner, „Zeug-Christe" genannt; tatsächlich gelang es ihm, eine brauchbare „Mundharfe" herzustellen. Das war ein gar primitives Instrument, ganz aus Holz, die metallenen Stimmzungen lagen offen ohne Schutzdecke zu Tage. Bald hatte die Harmonika in Trossingen Freunde gewonnen, der Vater Meßners wollte aber von der „Pfeifles-macherei" nichts wissen. Heut' noch erzählt man sich in Trossingen, daß der junge Mann seine Werkstätte im Taubenschlag eingerichtet habe, weil ihm dahin der beleibte Vater nicht folgen konnte. Aber bald — es war im Jahre 1832 — gründete Christian eine eigene Werkstätte, in der auch sein Bruder beschäftigt war. Um Absatz für seine Erzeugnisse zu bekommen, machte er sich selbst auf die Reise und es gelang ihm tatsächlich, auch außerhalb des Schwarzwaldes seine Instrumente zu verkaufen.

Die Brüder Meßner hatten ihre Arbeit als eine Geheimkunst aufgefaßt, in die sie niemand einweihen wollten; nun aber waren sie doch gezwungen, Gesellen und Lehrlinge anzunehmen, auch als Heimarbeit Aufträge zu vergeben. Hier liegt der Grundstein zur heutigen Welt-Industrie. Denn, trotz aller günstigen Verhältnisse hätte sich wahrscheinlich dieser handwerksmäßig aufgezogene Betrieb nicht aufrecht erhalten lassen, dazu waren schon Kapital und Werkstätten zu klein. Ein Umschwung trat ein, als im Jahre 1865 ein weitgereister, zielbewußter Mann die Möglichkeiten erkannte, die in dem Gewerbe lagen. Es war dies der Uhrmacher Matthias Hohner. Er hat die Fabrikation gleich im großen Umfang aufgenommen, außerdem entstanden noch kleinere Fabriken in Trossingen, angeregt durch sein Beispiel. Das Geschäft blühte immer mehr auf; durch einen Zufall kamen die Mundharmonikas nach Amerika,

Harmonika-Festzug bei einem Musikfest in Donaueschingen

und siehe da: gerade diese Menschen haben besonderes Gefallen an dem anspruchslosen Instrument gefunden. Der ungeheuer großen Nachfrage konnte man überhaupt nur nachkommen, als man durch Einführung von Dampfmaschinen den Betrieb leistungsfähiger machte. Auch die Arbeiterfrage fand eine ganz eigenartige Regelung. Vorher hatten die Bauern der Baar die „Pfeifles-macherei" höchst mißtrauisch betrachtet, sie wollten von diesem neumodischen Treiben nichts wissen. Jetzt war aber allmählich jeder Bauer froh, wenn er seine Kinder in den neuen Fabrikbetrieben unterbringen konnte. Hohner machte nun nicht den Fehler, daß er die Landbevölkerung von der Scholle wegnahm und in seine Fabriken setzte. Er hat vielmehr überall in den benachbarten Gemeinden der Baar bis hinauf auf die Höhen des Heubergs Nebenbetriebe eingerichtet. Es sind über 20 Ortschaften, die heute sich mit der Fabrikation befassen, und zwar befinden sich in diesen Orten nicht nur Fabriken, auch selbständige Handwerker sind beschäftigt, daneben viele Heimarbeiter.

Hier entsteht die Harmonika
Ein Fabrikationsraum der Hohnerwerke Trossingen

So ist ganz Trossingen ein einziges Musikdorf geworden; es sind wenig Leute, die nicht in der Harmonika-Fabrikation beschäftigt sind oder in Unternehmungen, die Verpackungsmaterial und sonstige Nebenerzeugnisse herstellen. Schlendert man an stillen Abenden durch die Gassen des Dorfes, so ertönt von überall her Musik. Der eine oder andere fleißige Arbeiter probiert noch an Stimmzungen, ob sie auch wirklich tadelfrei erklingen; andere wieder musizieren, nicht nur auf Harmonikas, sondern auf allen gangbaren Orchester-Instrumenten.

Betreten wir die Fabrikräume selbst, die hell, sauber und übersichtlich angelegt sind, so sehen wir ein zunächst verblüffendes Durcheinander von allen möglichen Arbeitsgängen. Hier werden in großen Fräsmaschinen die metallenen Stimmzungen für die Mundharmonikas ausgestanzt, so daß sie die Arbeiterinnen bloß mit einem Messer leicht aufzubiegen brauchen, dort werden die Tastaturen für die Handharmonikas hergestellt, hier der komplizierte Aufbau der Baßregister. Dazwischen sehen wir ganz neuartige Apparate, in denen automatisch die Stimmzungen geprüft werden, ihre Tonhöhe, ihr Klang, ihre Beanspruchbarkeit. Es ist ein langer Arbeitsgang, bis die fertigen Instrumente die Fabrik verlassen können.

Im Jahre 1857 sind 650 Mundharmonikas im Hohner'schen Betrieb hergestellt worden; heute sind es etwa 25 Millionen. Und von diesen geht kaum der fünfte Teil nach Deutschland, alles andere ist Export. Was diese Zahl bedeutet, kann man daraus ermessen, daß die Weltproduktion an Mundharmonikas auf 54 bis 56 Millionen Stück geschätzt wird! Seit der Jahrhundertwende hat sich die Fabrik auf die Herstellung von Handharmonikas eingestellt. Lange Versuche gingen voraus, damit gleich einwandfreie Instrumente verfertigt werden konnten. Heute sehen wir, daß neben den einfachen In-

strumenten, wie sie in den Fischerkneipen vor allem beliebt sind — man denke nur an den Namen „Fischerklavier"! — die kompliziertesten Harmonikas hergestellt werden, die bis zu 120 Baßtöne haben und die man in der Schweiz nicht mit Unrecht als „Handorgeln" bezeichnet.

Die Leitung der Matth. Hohner A.-G. hat nach dem Kriege die großen Möglichkeiten erkannt, die diese billigen und handlichen Instrumente haben. Es war eine Möglichkeit, weite Kreise des Volkes zu einer, wenn auch einfachen, so doch aktiven Musikpflege hinzuführen, doppelt verdienstlich in einer Zeit, in der die mechanische Reproduktion alles zu überwuchern droht.

So ist das unbekannte kleine Trossingen im Laufe der Jahrzehnte nicht nur eines der bedeutensten Zentren der deutschen Export-Industrie geworden, es sind von dort aus auch wichtige Bewegungen zur Schaffung einer neuen volkstümlichen Hausmusik ausgegangen.

# Vertonte Arbeit / Von Herbert Windt

Die Musik sucht im Dritten Reiche in neue Kreise von Volksgenossen vorzudringen und gleichzeitig neue Quellen ihres Schaffens und damit neue Wege zu erschließen. War früher die Musik im Großen und Ganzen die Angelegenheit einer verhältnismäßig dünnen Oberschicht und snobistischer Kreise, so soll und muß sie heute den Weg zum Herzen des Arbeiters und des Bauern finden. War die Musik in ihrer höchsten Blüte im 19. Jahrhundert eine rein gefühlsmäßige Ausdruckskunst, die in einem weitverbreiteten romantischen Empfinden ihren Nährboden fand, verirrte sie sich in den 14 Nachkriegsjahren in akrobatisches Artistentum, und suchte sie sich schließlich den verschiedensten Moderichtungen anzupassen, so schöpft sie heute wieder aus den ewigen Quellen einer volksverwurzelten lebendigen Kunst. In der Tat: Die Musik, die man wohl als die lebendigste und lebenswahrste aller Künste ansprechen kann, findet nur dann den Weg zum Herzen des Volkes, wenn sie im besten Sinne des Wortes gegenwärtig ist. Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß die ewigen Kunstwerke der Musik, auch wenn sie aus einem anderen Empfinden heraus als dem unsrigen geboren sind, irgendwie ihren Wert eingebüßt hätten. Nein, etwas, das ewig ist, ist auch zu allen Zeiten gegenwärtig.

Unser Lebensinhalt ist heute: Arbeit und Wiederaufbau. Wie könnte dieses neue Ideal unseres Lebens in der Musik von heute seine Widerspiegelung erfahren? Wie kann eine Musik der Arbeit entstehen, die zugleich eine Musik für den Arbeiter wäre? Im ersten Augenblicke scheint es so, als ob man hier mit einem ganz neuen Gedanken in der musikalischen Kunst in Berührung käme. In Wirklichkeit ist dem nicht so. Unser größter musikdramatischer Meister Richard Wagner, ein Universalgenie ohnegleichen, ein Tondichter, der mit der gleichen Meisterschaft den Vorgängen innerhalb der sichtbaren Natur wie den Regungen der menschlichen Seele ihren musikalischen Ausdruck gegeben hat, fand auch Töne für eine ungeheuer intensive und eindrucksvolle Verherrlichung der Arbeit. Vielleicht ist es nur wenigen bewußt geworden, daß die zweite Hälfte des ersten Siegfried-Aktes einen Arbeitsvorgang in allen Einzelheiten musikalisch festhält. Die Schmiedearbeit am Nothung-Schwert zieht nicht nur auf der Bühne vor unseren Augen vorüber, sondern sie wird auch vom Orchester in musikalischer Gleichschaltung realistisch für das Ohr gestaltet. Da sind zuerst die Schmelzlieder Siegfrieds mit der charakteristischen, die Arbeit des Blasebalgs versinnbildlichenden Orchesterbegleitung. Alle Arbeitsvorgänge mit den dazu notwendigen Werkzeugen erwachen im Orchester zu blühendem Leben bis zu dem wuchtigen Schmiedelied, das als triumphierender Höhepunkt den Akt abschließt. Das Schmiedemotiv der Nibelungen wiederum zieht wie ein roter Faden durch die ganze Nibelungenmelodie, während uns in der Nibelheimszene des Rheingolds die gewaltige Arbeit von unzähligen Hämmern und Amboßen wie ein Hohes Lied der Arbeit, von einem mächtigen Rhythmus getragen, entgegendröhnt. Auch in der volkstümlichsten Oper des Bayreuther Meisters, den „Meistersingern von Nürnberg", finden die Arbeitsvorgänge bei der Herstellung eines Stiefels in der Erzählung des David und im Schusterlied des Hans Sachs einen ungewöhnlich prägnanten musikalischen Ausdruck.

Wachsen nun diese Tonbilder aus dem Boden handwerklicher Arbeitsvorgänge, so winkt dem modernen Komponisten als tonmalerisches Ideal die Arbeit eines Riesenbetriebes und die musikalische Gestaltung des Menschen während seiner Tagesarbeit. Das Wunder der menschlichen Arbeitskraft musikalisch zu erfassen, das jeweils Charakteristische der Arbeit im Maschinenraum festzuhalten und zugleich schöpferisch die Maschine zu vermenschlichen, das sind die richtunggebenden Grundsätze für die Komposition einer Symphonie der Arbeit. Die Maschine ist nicht eintönig — da gibt es neben wuchtigen titanischen Hammerschlägen vorsichtig abgepaßtes Schleifen, neben dem rasenden Tempo sich drehender Räder sehr langsame Bearbeitungsvorgänge. Auf einem akkustischen, fast musikalischen Höhepunkt tritt plötzlich eine Erstarrung, tritt Stille ein, die bei einer Pause durch Sirenengeheul eingeleitet und abgeschlossen wird. Auf diesem Wege der musikalischen Darstellung der Arbeit liegen unübersehbare Entwicklungsmöglichkeiten. Zugleich eröffnet sich das fast noch unberührte Gebiet des Arbeitsliedes. Auch hier kann eine echte, ganz neue Romantik zu blühendstem Leben erweckt werden. Die allgemeinen Gefühle der Kameradschaft, der Arbeitsgemeinschaft des werktätigen Volkes können ebenso wie die rein persönlichen Empfindungen des Arbeiters — seine Freundschaft, seine Liebe — dem Komponisten weites musikalisches Neuland urbar machen.

Auch auf dem Gebiete der Oper ist das Milieu der Arbeit ein durchaus geeigneter Stoff. War die Oper im 18. Jahrhundert vorwiegend klassizistisch, bewegte sie sich im 19. Jahrhundert auf einem romantisch ritterlichen Boden, so wird ihr heute die Aufgabe zufallen, sich an den arbeitenden Menschen der Stadt und des Landes zu wenden. Man kann sich die Werke eines Billinger und eines Griese in musikalischer Form leicht vorstellen. Die Kunst wird sich auf diese Weise nicht verproletarisieren oder zum Kitsch herabwürdigen. Sie wird in neue Volkskreise vordringen, veredelnd wirken und daneben dem gebildeteren Zuhörer neue Anregungen bieten. Wie empfänglich der Arbeiter für diese Musik ist und wie er auf sie reagiert, habe ich bei der Aufführung meiner Symphonie der Arbeit erleben können. Eine Arbeiterkolonie in Werder hat mir als einheitlichen Ausdruck ihrer Empfindungen mitgeteilt: Wenn sie diese Musik auch nicht fachmännisch mit dem Kopfe verstanden hätten, so seien sie dennoch mit dem Herzen mitgegangen und hätten das Gefühl gehabt, daß diese Musik aus der Zeit heraus geboren sei.